

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 141.

Sonntag, 20. Juni.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(18. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Dreimann.

Heinrich Wendriner aber lief wie ein eingesperrter Rössel ruhelos in der Wohnung umher. Nach langem Kampfe entschloß er sich, seine Tochter beiseite zu nehmen und ein langes eindringliches Gespräch mit ihr zu führen.

Mit ruhiger Miene hörte sie ihn an. Es schien, daß sie gegen das Ansinnen, welches er an sie stellte, verschiedene Einwendungen erhob, schließlich aber mußte es ihm doch gelungen sein, sie gefügig zu machen.

„Ich will ja tun, was ich kann“, sagte sie, „aber er mußte wirklich schon sehr krank sein, wenn es mir gelänge, ihm sein Geheimnis zu entreißen. Jedenfalls mußst du mich mit ihm allein lassen und darfst nicht alle fünf Minuten ins Zimmer stürmen. Das muß ihn ja mißtrauisch machen, ganz abgesehen davon, daß es ihn unnötig aufregt.“

Heinrich Wendriner sah ein, daß seine kluge Tochter recht habe, und er fügte sich leutzend ihrem Willen. Für den ganzen Rest des Tages ging die Aufgabe, den Kranken zu pflegen, auf Hanna über. Nicht einmal Frau Wendriner durfte nach dem strengen Befehl ihres Gatten das Zimmer betreten, und niemand vernahm, was die beiden da drinnen etwa miteinander sprachen.

Es war schon spät, als Hanna in der Tür von Grevenbergs Zimmer erschien. Ihr Vater, der sich fast während der ganzen Zeit in einem Zustand fieberhafter Ungeduld auf dem Korridor aufgehalten hatte, eilte sogleich auf sie zu.

„Wie geht es? Es ist doch nicht schlimmer geworden? Und hast du schon etwas von ihm erfahren?“

„Still — er schläft jetzt!“ gab sie ernst zurück. „Aber er hat mir alles offenbart. Laß uns in mein Zimmer gehen, die Mutter braucht nichts davon zu erfahren.“

Erst jetzt sah Heinrich Wendriner, daß sie ein mit einer Art von Planzeichnung bedecktes Papier in der Hand hielt, und zitternd vor Erregung folgte er ihr.

Als er eine kleine Weile später wieder in das Wohnzimmer trat, sah er sehr blaß aus, und seine Stimme war heiser vor Aufregung. Geheimnisvoll nahm er seine Frau beiseite. „Du wirst den Arzt nicht holen lassen, auch wenn es schlechter mit Grevenberg werden sollte. Nur wenn du etwa den Eindruck hast, daß es zu Ende geht, kannst du nach ihm schicken. Es wäre kein Unglück für uns, wenn er stirbt — hast du verstanden?“

„Aber Heinrich!“ wandte sie bestürzt ein. „Wir können ihn doch nicht —“

„Haben wir vielleicht irgendwelche Verpflichtung gegen ihn? Übrigens scheint er jetzt zu schlafen. Es ist genug, wenn du morgen früh wieder nach ihm siehst. — Hole mir das Kurzbuch.“

Er blätterte hastig, bis er gefunden hatte, was er suchte.

„Ich habe keine Minute mehr zu verlieren. Der Bug, den ich benutzen muß, geht in einer halben

Stunde. Es ist gerade noch Zeit genug, um zum Bahnhof zu kommen.“

„Du willst verreisen, Heinrich? Wohin denn?“

„Das braucht dich nicht zu kümmern, und niemand hier im Hause soll es erfahren. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme. Vielleicht morgen, vielleicht erst in einigen Tagen. Wenn man inzwischen nach mir fragt, mußt du irgendeine Ausrede ersinnen. Sage, ich sei krank, oder was du sonst willst.“

Sie war ihm behilflich, den Überrock anzuziehen, dessen Ärmelöcher er in der Hast und Aufregung nicht finden konnte. Aber als sie dann fragte, ob sie ihm nicht wenigstens noch rasch ein paar Wäschestücke in den Sandkoffer packen sollte, fuhr er sie zum Dank dafür zornig an: „Dummheiten! Ich sage dir doch, daß meine Reise ein Geheimnis bleiben soll. Als wenn man nicht überall kaufen könnte, was man braucht!“

Ohne Abschied stürmte er davon, um sich in die erste Droschke zu werfen, die ihm in den Weg kam.

Die kleine Frau aber drückte sich ängstlich an der Tür des Krankenzimmers vorbei, hinter der sie einen Sterbenden wählte, und flüchtete in die Küche, die für sie immer der letzte Nothafen bei allen häuslichen Stürmen und Ungewittern war. —

Wenige Minuten später stand Hanna wieder vor Paul Grevenbergs Lager.

„Es ist gelungen“, flüsterte sie, während es wie triumphierende Siegesfreude in ihren dunklen Augen leuchtete. „Der Vater ist Hals über Kopf abgereist, um auf dem Brandensteiner Friedhof nach verborgenen Schätzen zu suchen. Da er sich erst über die Lage des Grabes unterrichten muß und zur Ausführung seines Vorhabens nur die Dunkelheit des morgigen Abends benutzen kann, wenn er nicht überrascht werden will, wird er nicht vor übermorgen zurück sein. Vor ihm also sind Sie sicher. Und dafür, daß weder meine Mutter noch das Dienstmädchen etwas von Ihrer Entfernung bemerken, will ich schon sorgen. Kleiden Sie sich jetzt eilig an. In einer halben Stunde komme ich wieder.“

Sie ging auf den Fußspitzen hinaus, und der vermeintliche Kranke tat, wie sie ihm geheiß. Als sie zurückkehrte, stand er fertig da. Aber seine Wangen brannten jetzt wirklich wie im Fieber, und in seinen Augen glühte das Feuer einer leidenschaftlichen Erregung.

„Hier ist der Mantel meines Vaters, den Sie über Ihren Paletot werfen müssen, und hier ist sein Sandkoffer. Wenn Sie beim Verlassen des Hauses den Kragen in die Höhe schlagen, wird der Portier darauf schwören, daß es Herr Wendriner gewesen sei, dessen Rückkehr er vielleicht nicht bemerkt, und den er nun zum zweiten Male habe fortgehen sehen.“

„Und wenn zufällig einer von den polizeilichen Aufpassern unten sein sollte — glauben Sie, daß auch er sich durch die Maskerade würde täuschen lassen?“

„Von dieser Seite haben Sie nichts zu fürchten. Ich habe dem Kriminalchirurgmann der sich heute nach Ihnen erkundigte, Ihr Befinden in den schwärzesten Farben geschildert. Daß Sie als Sterbender eine Reise antreten würden, vermutet sicherlich keiner.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Es ist, als ob Sie Wunder verrichten könnten. — Aber fast hätte ich die Papiere vergessen, die noch unter meinem Kopfkissen liegen.“

Er wühlte in seinem Bett und brachte zwei Schriftstücke von dem Aussehen amtlicher Dokumente zum Vorschein, die er sorgfältig in seiner Briefftasche barg.

„Das ist das Wichtigste“, sagte er, „ohne die Papiere könnte ich nichts beginnen, und ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie sie mir verschafften. Wie habe Sie es nur angefangen, diesen Hartmann dazu zu bewegen?“

„Es war nicht so schwer“, erwiderte sie mit einem kleinen Lächeln. „Zuweilen ist es wirklich ganz gut, ein junges Mädchen zur Bundesgenossin zu haben.“

„Aber er ist dadurch bis zu einem gewissen Grade in unser Geheimnis eingeweiht worden. Wenn er uns verrät?“

„Was soll er verraten? Und an wen? — Er weiß, daß ich mir gefälschte Legitimationspapiere auf den Namen Herbert Lynder verschafft habe, aber er hat keine Ahnung davon, daß es für Sie geschah. Selbst wenn er es vermutete, würde er sich wohl hüten, zu irgend jemand davon zu sprechen. Ist er doch mein Helfershelfer bei der strafbaren Handlung gewesen.“

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich kann mich schon seit einigen Tagen einer mißtrauischen Furcht vor diesem Hartmann nicht erwehren. Ich habe die Empfindung, daß auch er mich beobachtet und belauert.“

„Sie sind eben dahin gelangt, in jedem Menschen, der Ihnen irgendwelches Interesse zeigt, einen Spion zu sehen. Doch das ist begreiflich genug. Von Hartmann aber haben Sie nichts zu fürchten, denn für ihn kann ich mich verbürgen.“

„Sind Sie seiner wirklich so sicher? Zuweilen, wenn er mich ansah, war in seinen Augen etwas, das mir geradezu Grauen einflößte.“

„Geizhals! — sage ich Ihnen — nichts als Geizhals! Ich versichere Ihnen noch einmal, daß er keine Gefahr für Sie bedeutet. Selbst wenn er irgendwelche versteckte Absichten hätte, würde ich Ihre Ausföhrung schon zu hintertreiben wissen, denn er ist wie Wachs in meiner Hand, und ich mache mit ihm, was ich will.“

Grevenberg hatte den Mantel über die Schultern geworfen und einige Wäschestücke in den Handkoffer gepackt. Als er sich aufrichtete, sah er, daß Hanna einige Goldstücke auf den Tisch gelegt hatte. Heiß stieg ihm das Blut ins Gesicht.

„Soll das für mich sein, Fräulein Hanna? Ich sollte zu allem anderen auch noch das annehmen? Ein Geldgeschenk — von Ihnen!“

„Es ist kein Geschenk, sondern nur ein Darlehen. Ich weiß, daß Sie fast ohne Mittel sind, und Sie könnten doch leicht in Verlegenheit geraten, ehe — nun, ehe Sie Ihre Absicht erreicht haben. Wenn Sie wiederkommen, geben Sie es mir zurück. Oder zögern Sie etwa, es anzunehmen, weil Sie gar nicht die Absicht haben, wiederkommen?“

Auf ihrer Stirn war eine kleine, scharf eingeschnittene Falte erschienen, und er las den Argwohn in ihrem Blick.

„Welche Vermutung!“ wehrte er hastig ab. „Haben Sie denn plötzlich das Vertrauen zu mir verloren?“

„Ich weiß nicht, aber jetzt, da ich Ihnen den Weg frei gemacht habe, will es mich fast gereuen. Wenn Sie mich doch hintergingen, wenn Sie nicht wiederkämen?“

Er wollte sich aufs neue gegen den Verdacht verwahren, aber noch ehe er das erste Wort gesprochen, hatte sie heftig seinen Arm gefaßt.

Leidenschaftlich wild strömten die Worte von ihren Lippen: „Ich will nicht zum zweiten Male elend werden durch den Verrat eines Mannes — hören Sie? — Ich will nicht! Begreifen Sie denn noch immer nicht, daß ich dies alles nur getan habe, weil ich hinaus will aus diesen schmachvollen Verhältnissen, weil ich frei sein will — frei und glücklich!“

Grevenberg versprach ohne Zaudern alles, was sie von ihm verlangte.

„Ich habe alles vorbereitet“, flüsterte sie mit fliegendem Atem. „Nichts soll uns aufhalten. Wir werden nicht zusammen reisen, sondern ich werde einen Versuch bei einer auswärtigen Freundin vorzuschützen, und irgendwo an einen sicheren Orte werden wir uns treffen. Aber Sie betrügen mich nicht — nicht wahr?“

„Sie dürfen unbedingt auf mich rechnen.“

(Fortsetzung folgt.)



Worte sind keine Soldaten und Reden keine Bataillone.
Bismarck.

Pariser Hausfrauennöte.

Wie sehr gerade das tägliche Leben in der französischen Hauptstadt unter den Folgen des Krieges leidet, läßt eine Schilderung erkennen, die eine in Paris lebende Dame in den „Daily News“ veröffentlicht: „Es ist natürlich, daß die Engländer nicht in demselben Maße unter den veränderten Umständen leiden wie die Franzosen. In London sah ich Männer in jedem Alter, wie gewöhnlich, schlendernd oder eilig durch die Stadt gehen, und das Fehlen von ein oder zwei Millionen Männern machte sich in dem Londoner Straßenge triebe kaum bemerkbar. In Paris dagegen habe ich in den letzten neun Monaten keinen kräftigen Mann in den verhältnismäßig leeren Straßen entdecken können. Ebenso habe ich in den französischen Provinzstädten nur sehr alte Männer oder ganz junge Burschen erblickt. In ganz Frankreich sind die Preise für die Nahrungsmittel bedeutend gestiegen. Fleisch kostet in Paris das Doppelte. Das liegt nicht daran, daß kein Vieh vorhanden ist, sondern daran, daß die Schlächter im Kriege sind. Die französischen Frauen haben die Männer in allen Erwerbszweigen zu ersetzen gesucht. Gleich zu Beginn des Krieges haben sie sich den landwirtschaftlichen Arbeiten gewidmet, aber den Beruf eines Schlächters können sie nicht ausüben, weil sie kein Vieh töten können. Ebenso schlimm steht es mit Umzügen. Vor einigen Wochen mußte ich einen Umzug machen, ich wollte einen Teil meiner Möbel nach meinem kleinen Landhause bei Paris bringen. Ich mußte aber zu zehn Spedituren gehen, bevor ich einen fand, der den Umzug übernehmen wollte. Alle erzählten sie mir, daß sie zu wenig Leute hätten und nicht imstande wären, die leichtesten Möbel wegzuschaffen zu lassen, der Transport eines Klaviers gehört überhaupt zu den Unmöglichkeitkeiten. Und diese Firmen waren nur noch tätig, weil sich die Frauen der Leistung des Geschäfts angenommen hatten; sie versuchten, etliche Hilfskräfte unter den Leuten aufzubringen, die an Feiertagen auf Urlaub nach Hause kommen oder in ihre Familien zurückgeschickt worden waren, um sich zu erholen. Zimmerleute und Maler konnte ich nur von Zeit zu Zeit erlangen. Der Gefertiger und der Tischler kamen einmal einen Tag oder zwei und gingen dann in ihre Schützengräben zurück. Einen Monteur konnte ich überhaupt nicht auffinden, bis ich endlich einen Italiener entdeckte, der meinen Brunnen auszubessern und meine Gasröhren gründlich nachzusehen imstande war. Auch trieb ich einen Dachdecker auf und zwar einen Spanier, der gerade unbeschäftigt in Paris umherlief. . . . Tapeten oder Leinwand, mit denen Frankreich so reichlich versehen ist, waren nicht zu haben. Zwei Fenster, die während des Umzuges in dem Landhause zerbrochen wurden, konnten nicht ausgebessert werden, weil Glas in Nordfrankreich oder Belgien fabriziert wird und die Deutschen in unsern Fabriken jetzt für sich arbeiten. Als der Glaser die Scheiben, die wahrscheinlich aus Amerika über England zu uns gelangen, endlich einsetzte, erzählte er mir, daß die Gärtner dieses Jahr auch ruiniert wären, weil sie für ihre Treibhäuser — es sei denn, für einen unerschwinglichen Preis — kein Glas er-

hieten, um die Erdbeeren und Melonen zu schützen. Nebenbei will ich erwähnen, daß ich für jede kleine Fensterreihe 6 Franken bezahlen mußte. Natürlich kommen jetzt auch alles Porzellan, die Spiegel oder Haushaltungsgegenstände aus England.

Da die Provinzen, in denen Zucker gewonnen wird, befehrt sind, so bezahlen wir 1½ Franken für das Kilo, und die französischen Hausfrauen werden trotz der reichlichen Obsterte nicht imstande sein: sich für den Winter mit eingelegten Früchten zu versehen. Ebenso ist es mit den Fischen. Der Preis ist gleichfalls durch die veränderten Lebensbedingungen sehr beeinflusst. Wenn auch die Frauen die Männer in den leichteren Formen des Fischfanges vertreten können, so ist es doch nicht möglich, schwere Fische zu fangen. Überdies werden durch die Eisenbahnen, die für Kriegsmaterial in Anspruch genommen sind, nur die notwendigsten Lebensmittel transportiert, so daß Fische, wenn man sie überhaupt bekommen kann, nicht in gutem Zustand nach Paris gelangen und ihr Preis außerordentlich hoch ist. Eine Steinbutte, die in London zwei oder drei Schilling kostet, wird in Paris heute mit ebensoviel Pfund bezahlt. Ein durch die neuen Verhältnisse in Paris entstandener Berufszweig ist die Trockenreinigung. Die Frauen nehmen diese Reinigungsanstalten viel in Anspruch. Sie schicken ihre Kleider und Blusen immer wieder dorthin und bekommen sie sauber und frisch zurück. Die Preise für diese Reinigung sind jedoch fast unerschwinglich. Kohlen sind auch kaum zu bezahlen. Für den Sad bester Kohlen zahlt man 5 Franken und 55 Franken. 20 Zentner würden demnach etwa 80 M. kosten. Ebenso hat der Krieg sehr auf die Mode gewirkt. Eine englische Dame in London fragte mich, ob es wahr wäre, daß in Paris kurze, sieben Ellen weite Röcke getragen würden. Ich antwortete ihr, daß diese, falls die Schneiderinnen sie arbeiteten, kaum von französischen Frauen getragen werden würden. Tatsächlich sind die neuen Moden nicht auf das Auffallende gestellt, sondern passen sich sehr dem Ernst der Zeit an. Die tonangebende elegante Frauenwelt hat ihre Autos für Kriegszwecke hergegeben und aus ökonomischen und Wohltätigkeitsgründen ist der Omnibus — das einzige Verkehrsmittel für Paris. So ergab es sich, daß die Sommertröcke unpraktisch sind, und die Damen tragen jetzt weite kurze Kleider. Die Einfachheit des Besizes hat denselben Grund wie der Schnitt selbst. Vielleicht ist der Geldmangel, der sich gleich zu Beginn des Krieges fühlbar machte, Einfluß aus. Als die Arbeit aufhörte, mußte auch der Lohn aufhören. Aber heute gibt es Hunderte von reichen Leuten, die große Vermögen auf der Bank haben, und die doch Hungers sterben müssen, wenn der Krieg länger dauert; denn es werden keinerlei Dividenden in Handels- oder Industrieunternehmungen gezahlt, und sie können vor dem Ende des Krieges nicht gezahlt werden; man kann aber auch keine Darlehen darauf bekommen und sie nirgends verkaufen."



Aus der Kriegszeit.

Falsche Rechnung!

Von Wehrmann A. Dennig.

Melodie: Prinz Eugen.

Schon seit vielen, vielen Jahren
Wir in Deutschland glücklich waren,
Scherten uns an keinem Quarz;
Daß in England so'n paar Kunden
Hätten es herausgefunden,
Daß wir würden viel zu stark!

Da sprach Greh, der Chef der Pumpen,
„Wir tun andern Gelder pumpen,
Gründen 'nen Kreditverein,
Lasset mich nur ruhig machen,
Ich verstehe solche Sachen,
Deutschland wird bald keine sein!“

So reißt Greh denn vor zwei Jahren
Hin nach Rußland zu dem Zaren.
Der sprach gleich: „Mein lieber Greh,
Ha, ich werd' mit viel Entzücken,
Wilhelm, meinen Freund, erdrücken;
„Schaff mir nur viel Geld herbei!“

In Paris kaum angekommen,
Wird er sehr gut aufgenommen,
Tüchtig wurde da gezecht.
„Poncär“ sprach zu Greh: „Mein lieber,
Ich wollt so wie so schön 'rüber,
Ja, du kommst mir gerade recht.“

Darauf ging es zu den Gerben,
Diese wollten auch was erben,
Peter sprach: „Ich mach' mit.“
Dann noch schnell aus lauter Liebe
Rüber zu dem Hammelbiede,
Seiner Majestät Nikit!

So tat Greh unendlich schaffen,
Selbst bei dem japanischen Affen
Sprach er vor in Tokio:
„Wenn von dir ich Tsingtau kriege,
Und noch mehr, wenn ich dort siege,
Mach ich mit!“ sagt Mikado.

Als nun alles war vollendet,
Er sein Schiffchen heimwärts wendet,
Fuhr nach London hin ganz forsch,
Frühstückt erst noch schnell ein wenig
Ging dann hin zu seinem König
Und sagt: „Servus, lieber Schorsch!“

Sprach dann weiter: „Lieber Greh,
Wenn ich mich nicht gar sehr irre,
Klappt die ganze Sache fein!
Deutschland wollen wir mal gerben,
Daß es geht in tausend Scherben,
Wollen in Berlin bald sein!“

Da sprach unser Wilhelm Kege:
„Daß der Teufel euch verberge;
Ist denn diese Bande toll?
Hindenburg und du Sohn, Friße,
Machet nur nicht lange Wiße;
Gaut sie fest, die Facke voll!“

Anstatt großer Länderteile,
Kriegten sie jetzt riesig Keise.
Diese ist bei uns nicht rar;
Greh sah ein, der edle Mister,
Englands größter Spikdub' ist er,
Daß er doch ein Esel war!

Tolstoi über die russischen Kriegsberichte. Die naive Methode, nach welcher das russische Volk gegenwärtig über den wahren Stand des Krieges hinweggetäuscht wird, gehört zu den merkwürdigsten strategischen Traditionen der russischen Generale. Schon Tolstoi weiß davon zu erzählen. Bekanntlich hat er als Leutnant der Artillerie den russisch-türkischen Krieg mitgemacht. Am 4. August 1855 hat er an der Schlacht am „Schwarzflüßchen“ teilgenommen, kam aber mit seiner Bergbatterie garnicht zum wirklichen Kampfe. Nach dem Falle Sewastopols erhält Tolstoi die Mission, als Kurier nach Petersburg zu reisen. Vor der Abreise ward ihm noch die Pflicht zuteil, den Bericht über die letzte Phase des Feldzuges zu schreiben. Er berichtete später darüber (in „Einige Worte zum Romane Krieg und Frieden“): „Nach dem Falle von Sewastopols sandte mir der Kommandant der Artillerie, Krishanowski, die Berichte der Artillerieoffiziere von sämtlichen Bastionen ein und bat mich, ich möchte aus ihnen allen (es waren ihrer mehr als zwanzig) einen einzigen Bericht zusammenstellen. Ich bedaure, daß ich diese Berichte nicht abgeschrieben habe, das wäre das beste Beispiel gewesen, jener naiven, unvermeidlichen Kriegslüge, aus der dann die Schlachtbeschreibungen zusammengesetzt werden. Ich vermute, daß viele von den Kameraden, die damals diese Berichte verfaßten, beim Lesen dieser Zeilen lachen in der Erinnerung daran, wie sie auf Befehl der Obrigkeit das schrieben, was sie garnicht wissen konnten.“ Tolstoi sprach schon damals von „naiven Kriegslügen“. Wie würde er heute die russischen Kriegsberichte bezeichnen, die trotz der sichersten Beweise ihres Lügenstems an ihrer Tradition festhalten!

Auch ein Verur. In einer Pariser Kaserne, so erzählt der „Cri de Paris“, sind eine Anzahl Männer, die kürzlich zum Hilfsdienst einberufen wurden, soeben angekommen, und ein Unteroffizier fragt sie nach ihren besonderen Eigenschaften, um festzustellen, wie sie am besten verwendet würden. „Was waren Sie in Ihrem bürgerlichen Beruf?“ „Ich bin Rechtsanwalt.“ „Gut. Und Sie?“ „Gerichtsschreiber.“ „Gut. Und Sie?“ „Meine Frau ist Längerin.“

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielereigenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

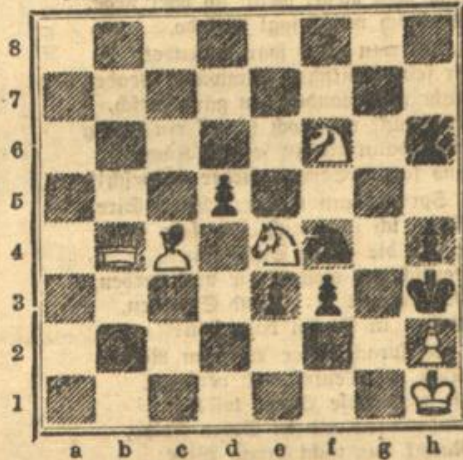
Wiesbaden, 20. Juni 1915.

Aufgaben.

Nr. 343. F. Köhnlein in Nürnberg. Herrn M. Havel gewidmet.

Kc3, Da2, Sd4. — Kb6. Matt in 4 Zügen.

Nr. 344. H. D. in Wiesbaden.



Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 129 (Damengambit).

Dr. Tarrasch.	Herr Alles.	11. Dd1—e2	c5×d4
1. d2—d4	d7—d5	12. e3×d4	Tf8—e8
2. c2—c4	e7—e6	13. h2—h3	Dd8—b6
3. Sb1—c3	c7—c5	14. Tf1—d1	Kg8—h8 ¹⁾
4. c4×d5	e6×d5	15. Ld3—b1	Se6—a5
5. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Sf3—e5	Sa5—c4
6. Lc1—f4	Sg8—f6	17. Se5×c4	Tc8×c4
7. e2—e3	Lc8—e6	18. Lf4—e5 ²⁾	Te8—c8
8. Lf1—d3	Lf8—e7	19. Lb1—d3	Tc4—b4 ³⁾
9. 0—0	0—0	20. Le5×f6	Tb4×b2 ⁴⁾
10. Tal—c1	Ta8—c8	21. De2—h5	Aufgegeben.

¹⁾ Nun droht Sc6×d4, das eben noch an Sf3×d4 nebst Ld3×h7† gescheitert wäre. Der König steht auf h8 aber nicht günstig. Le7—f8 war angemessen, um Te8 heranzubringen. — ²⁾ Es droht Le5×f6. Wenn dann Le7×f6, so gewinnt Sc3×d5, weil Te8 nicht gedeckt ist. — ³⁾ Oder Tc4—c6, Ld3—b5 wobei Weiß die Qualität gewinnt. — ⁴⁾ Sonst käme wieder Sc3×d5.

Auflösungen:

Nr. 339 (4 Züge). 1. Ka6, Kc6 2. La7, Kd5 3. Kb6, Kd4 4. Kc6#. Die sehr schöne Nebenlösung: 1. Sc7†, Kd6 2. Lh4, Kc5 3. Le1, ♞ 4. Lf2 bzw. Lb4# läßt sich durch Vorsetzen des Lf2 nach g1 beseitigen.
Nr. 340 (2 Züge). 1. Db4.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S. (auch die Nebenlösung), Dr. M., Wdw. und L. D., sämtlich in Wiesbaden, zu Nr. 340 auch M. Dbt. in Wiesbaden.

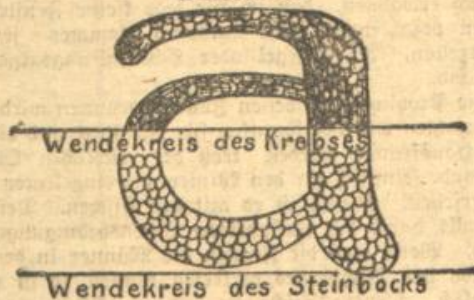
Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Worträtsel.

Das ist ein Mann von a und b,
Willst du den Namen wissen,
So wirst von a, du, wie von b,
Ein Zeichen ändern müssen.
Doch merk': a gilt bei uns als Geld
Und unser b gilt in der Welt.
Gar leicht hast du den Namen ganz:
Ein Feldherr ist's im Siegeskranz. -ii-

Bilderrätsel.



Reihenrätsel.

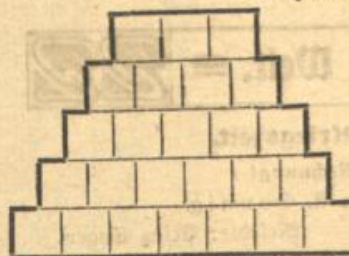
Antwerpen, Batterie, Dankl, Dardanellen, Deckoffizier, Hindenburg, Italiener, Mitau, Przemysl.

Diese Wörter sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Worts, der zweite des zweiten, der dritte des dritten und so fort im Zusammenhang den Namen eines siegreichen Feldherrn ergeben.

Silbenrätsel (fünfsilbig).

Es sprach Herr Grey: „s ist besser, ich geh!
Mir tun jetzt wieder die Augen weh!
Wir kamen ums stürmische Erste mit Glück
(Natürlich mein' ich: in der Politik!)
Jenes Erste, das manche Gefahren gedroht,
Wir haben's umsegelt, wenn auch mit Not,
Denn die vier andern schlugen wir breit,
Jetzt wären wir, Gott sei Dank, so weit,
Das heißt (da es ja niemand hört),
Nicht Gott, unser Gold hat uns das beschert.
Banditen sind's freilich, doch stürmen sie drauf!
Sie lechzen nach Beute; mich reut nicht der Kauf.
So sparen wir wenigstens britisches Blut,
Zum Kanonenfutter sind jene ja gut,
Die uns für schönes blankes Geld,
So gierig die vier Andern gestellt.
Doch zieht in die Länge sich die Geschichte',
So kostet's viel Ganze, das paßt mir nicht.
Zu viele vielleicht, mir wirft man dann vor,
Zu teuer käm' uns das Banditen-Korps.
Und weil ich das voraus schon seh',
So tun mir jetzt wieder die Augen weh!“ -ii-

Pyramide.



1. rumänische Münze,
2. Baum,
3. Vorschrift,
4. Bodenart,
5. vielgenannte Stadt a. d. südöstl. Kriegsschauplatz

Von der obersten Reihe ab ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Scherzrätsel.

Im Schlachtfeld haust's mit wildem Grimm
Und weithin schallet seine Stimme.
Fließt d'raus ein Nebenfluss vom Main,
Wird gleich es sanft und harmlos sein.
Komm' ich nach Hause, heil und munter,
Kommt auch mein Liebchen bald darunter. -ii-

Auflösungen der Rätsel in Nr. 269.

Bilderrätsel: Gambrinus. — Wandelrätsel: Moskau (Moldau, Soldat, Söldin, Sonden) London. — Abstrichrätsel: Russische Kriegsgefangene. — Buchstabenrätsel: Campagne, Champagne, Champagner.



Illustrierte
Kinder = Zeitung
des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

17. Jahrgang.

1915.

Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.

Tintenmännchen und Tintenhexe

Ein Märchen für kleine Schreibkünstler von Julius Hartmannshenn.

Na, ja, das Schreiben mit Tinte ist nicht so einfach! Da waren nun die kleinen Schulrekruten schon ein halbes Jahr in die Schule gegangen und konnten alle Buchstaben auf ihre Schiefertafeln schreiben. Jetzt sollte es auf einmal mit der Tinte probiert werden. Ei, der Tausend, gab es Kleckse und Kratzfüße in die funkelnagelneuen Schreibhefte! Einige der kleinen Schreibkünstler nahmen manchmal sogar den nassen Finger und wischten, wenns nicht recht geraten war. Na, das hieß aber eine nette Schmiererei! Der größte Schmierfink jedoch war Fritz, ein kleiner Leichtsinns- und Flattergeist. Sein Lehrer war gar nicht zufrieden mit ihm. Wenn das unordentliche Bütschchen dann wieder einmal eine Seite seines Heftes gründlich verderben und besudelt hatte, dann hob der Lehrer warnend den Zeigefinger hoch und sagte:

„Fritzchen, Fritzchen, Tintenkleckse,
Hüt' dich vor der Tintenhexe!“

Dieses Verschen hatte Fritzchen schon so oft gehört, daß es sich schließlich gar nichts mehr dabei dachte; und zudem glaubte es auch gar nicht an eine Tintenhexe.

Der ordentlichste und netteste Knabe der ganzen Klasse war aber der kleine Franz, ein wackerer Junge. Er gab sich nicht allein im Schreiben, sondern in allen seinen Arbeiten die größte Mühe. Trotzdem er nun schon vier Wochen in sein erstes Heft geschrieben hatte, war noch kein einziges Fleckchen darin. Nur einmal hatte ihm der zappelige Fritz, sein Nachbar, beim Herumdrehen einen Tintenkleck gemacht; da weinte Franz so lange, bis ihm sein freundlicher Lehrer den Fleck mit einem scharfen Federmesserchen austadierte, daß man auch nichts mehr davon merkte. Wenn nun Franz seine schriftliche Aufgabe dem Lehrer vorzeigte, dann lächelte der gute Mann, strich dem Liebling über die roten Backen und sagte:

„Schön geschrieben, gut geschrieben,
Tintenmännchen wird dich lieben!“

Auch Fränzchen konnte sein Verschen auswendig, oft sagte es es leise vor sich hin und war stolz darauf, daß es beim Tintenmännchen gut angeschrieben war.

Heute saß Franz wieder eifrig bei seinen Hausaufgaben im stillen Zimmer, wo ihn niemand störte. Jetzt war er gerade fertig geworden; er betrachtete noch einmal seine Arbeit; sie gefiel ihm, und freudig sagte er das Verschen:

„Schön geschrieben, gut geschrieben,
Tintenmännchen wird dich lieben!“

Schon hatte er seine Bücher in die Mappe gebracht; er wollte eben den Deckel des Tintenfassens zuklappen und alles beiseite bringen, — ach, o Schreck! was geschah da? Der Deckel des Tintenfassens sprang mit Gewalt wieder auf, und aus dem Glase herauf stieg ein kleines Männchen,

sprang mit einem Satz vom Tische auf Fränzchens Stuhl und von da auf den Boden. Zusehends wuchs es und wurde immer größer und größer. Franz schrie laut auf und wollte nach der Türe eilen, aber das Männchen hielt ihn fest und sprach ganz freundlich zu ihm:

„Fränzchen, komme her zu mir,
Tintenmännchen ist ja hier.
Fränzchen, Fränzchen, fürcht' dich nicht,
Hör' doch: Tintenmännchen spricht:
„Schön geschrieben, gut geschrieben,
Tintenmännchen will dich lieben.“

Nun erst erholte sich Fränzchen von seinem Schrecken; jetzt wußte es, wer freundlich mit ihm redete. Wirklich, man konnte auch keine Angst vor dem Tintenmännchen haben, wenn man sein mildes Gesicht beschaute und seine liebliche Stimme hörte. Und wenn man sich das Tintenmännchen genau besah, so war es ein Kerlchen, nicht größer als ein ziemlich stattliches Tintenglas. Seine Blechmütze war der Deckel eines Tintenfassens, der Kopf ein feingeschnitzter Korkstopfen, die Augen blaue Tintenkleckchen; die roten Backen stammten sicherlich von roter Tinte her. Die Ohren und die Nase waren Stückchen Radiergummi. Der flottgedrehte Schnurrbart war ein Bändchen, womit die Tintenstöpschen oft am Gläschen befestigt sind. Der runde Leib war das Glas selbst. Den Hals schmückte ein schneeweißer Kragen aus feinstem weißem Schreibpapier. Die rote Schleife war aus einem Lössblatt hergestellt. Der feine blaue Anzug bestand aus Deckeln von Schreibheften. Die goldgelben Knöpfe sahen wie Reißnägel aus. Die Arme waren Federhalter und die Finger echte Stahlfedern, der Daumen sogar eine richtige Rundschriftfeder. Die langen, dünnen Beine hatten Ähnlichkeit mit vier-eckigen Linealen. Die Füße steckten in kleinen, braunen Schächtelchen, die sehen konnte man daher nicht sehen; ich glaube aber, diese waren Farbstifte, welche in den langen, schmalen Pappschuhen verborgen waren. Fränzchen mußte nun, nachdem es sich das Kerlchen von Kopf bis zu Fuß gründlich betrachtet hatte, herzlich lachen; und das Tintenmännchen lachte mit. Ja, es freute sich ordentlich, weil Fränzchen keine Furcht mehr hatte. Es kramte in seinen Taschen herum und sprach:

„Ei, das Fränzchen lacht!
Nun sieh mal, was ich mitgebracht!“

Wunderbare Dinge kamen da aus den Taschen hervor. Wir wollen sie nicht alle aufzählen; aber alles waren Dinge, die man beim Schreiben nötig hat.

„Nun, Fränzchen, wähle dir was aus,
Dann muß ich wieder rasch nach Haus.“

sprach lächelnd das Tintenmännchen und trippelte, sich vergnügt die Hände reibend, vor den Sachen auf und ab,

die auf dem Tische ausgebreitet waren. Franz wußte nicht, was er wählen sollte; die Sachen waren alle zu schön. Das Tintennännchen aber schien wirklich Eile zu haben; es drückte dem kleinen Freunde rasch etwas in die Hände und sprach:

„Halt hier das Tintenglas zurück,
Es soll dir bringen großes Glück.“

Und mit dem letzten Worte war auch das Tintennännchen verschwunden und mit ihm die schönen Sachen. Da stand nun Franz wieder allein, sein Tintengläschen hielt er noch in der Hand; es dauerte eine ganze Zeit, bis er wieder recht zur Besinnung kam. Was sollte er mit dem Tintengläschen? Er setzte sich an den Tisch, um es näher zu besehen. Er öffnete das Stöpfchen; es war weiter nichts darin als gewöhnliche schwarze Schreibtinte. Er tauchte seinen Federhalter ein, um die Tinte einmal zu probieren; aber siehe da! es war wirklich eine Pracht, was damit für schöne Buchstaben entstanden, wie gestochen sahen sie aus, und Fränzchen brauchte sich gar keine besondere Mühe beim Schreiben zu geben. Der Federhalter bewegte sich fast allein. Und am anderen Tage machten sich die Hausaufgaben fast von selber, die Rechenaufgaben gingen noch einmal so leicht, und trotzdem wurde keine einzige falsch. Der Lehrer war erstaunt darüber, daß Fränzchen immer schönere Arbeiten machte und gab ihm jeden Tag eine „Eins“ in seine Hefte. Damit aber noch nicht genug. Wenn Fränzchen nur einen Wunsch hatte und diesen mit der Wunderinte oder wenigstens mit einer Feder aufschrieb, die einmal in diese getaucht worden war, so ging dieser gewiß in Erfüllung. Schrieb es auf ein Zettelchen: „Ich wollte, wir gingen einmal spazieren“, oder: „Ich wollte, ich bekäme das beste Zeugnis“, so konnte es bestimmt darauf rechnen, daß es wahr wurde. Die Wunderinte wurde nicht alle und Franz wurde mit ihr ein tüchtiger Mensch.

Am demselben Tage, zu derselben Stunde, als Tintennännchen den wackeren Franz mit seinem Besuch beehrte, saß auch unser Flatterfriße an seiner Aufgabe. Auch er war eben gerade fertig geworden. Mühe hatte er sich keine gegeben, das zeigte das Geklecke seines Hefstes; die Buchstaben standen da herum, wie wenn der Sturmwind durch die Bohnenstangen gefegt hätte. Seine Arbeit gefiel ihm selbst nicht, aber er machte sich weiter nichts daraus.

„Tintenkleckse, Tintenkleckse,
Es gibt ja doch kein Tintenheze!“

sagte er und war daran, sein Hest zuzuklappen, den Federhalter hinzuwerfen, den Deckel des Tintenfasses rasch zuzuschlagen und hinaus auf die Straße zu stürmen. Aber siehe! Kaum war der Deckel zugefallen, so hob er sich langsam wieder empor und eine kohlrabenschwarze Heze kam herausgekrochen. Der ganze Körper triefte von Tinte. Wovon ihre Kleider gemacht waren, war nicht mehr zu erkennen. Alles besudelte sie mit schwarzer Tinte. In der Hand trug sie einen zerbissenen Federhalter, der sah wie ein Besen aus, und mit dem schlug sie auf den kreidebleichen Friß los mit den Worten:

„Tintenkleckse, Tintenkleckse,
Sieh, hier ist die Tintenheze!
Flatterfriße, dieses Stöckchen,
Soll dir tanzen auf dem Rödchen,
Wirst jedoch auch fleißig du,
Sollst du haben vor ihm Ruh.“

Und die Tintenheze war verschwunden. Friß kannte sich nicht vor Zorn, als er allein war. Den verwünschten Besenfederhalter, der ihm soeben so kräftig auf den Rücken geklatscht hatte, faßte er und zerbrach ihn in vier Stücke. Da hatte er es aber gut gemacht. Nun hieben auf einen Schlag alle vier Stücke auf ihn ein, so lange, bis sein Zorn sich legte und er flehentlich bat und versprach, von heute an fleißiger und artiger zu werden. Heute wagte er sich nicht mehr auf die Straße. Er nahm sein Hest wieder vor, um seine schlechte Aufgabe gleich besser zu machen. Und siehe, es ging ganz gut. Am anderen Tage war sein Lehrer

höchst erstaunt darüber, daß Frißchen so fleißig gewesen war; aber er sagte nichts; erst wollte er sehen, wie es weiter ging. Wirklich, Frißchen hatte sich gebessert, man sah jetzt keinen Kleck mehr in seinen Arbeiten. Eines Tages sagte sogar sein Lehrer zu ihm:

„Frißchen, machst ja nicht mehr Kleckse,
Jetzt freut sich selbst die Tintenheze.“

Dieses Lob eiferte Frißchen aber an! Jetzt gab es sich erst recht Mühe, und bald war es auch einer der besten Schüler in der Klasse. Fränzchens Verschen galt nun auch für Frißchen, und der Lehrer sagte:

„Schön geschrieben, gut geschrieben,
Tintennännchen wird euch lieben.
Fein habt beide ihr's gemacht,
Tintennännchen lacht und lacht.“



Ein Bauer, der ein Kriegsmann geworden, findet ein Stück Panzer, das läßt er sich aufs Herz nähen.

Altdeutscher Schwank.

„Harnisch ist gut,“ sagt man, für den, der's zu brauchen weiß. Wie ein Bauer getan hätt', der ein Hufeisen fand und steck's unter den Gürtel. Danach schoß einer mit einem Pfeil nach ihm und traf von ohngefähr das Eisen. Sonst hätt' es sein Leben gekostet.

Dieser Meinung wär' auch ein Bauernknecht bei der Artillerie 1546 vor Gengen. Der fand im Lager ein Stück Harnisch etwa eine Hand breit. Das gedacht er besser zu gebrauchen. Bracht er es dem Schneider, der ihm ein Paar Kriegshosen machte, und befahl ihm, das Stück Panzer ins Wams und vor das Herz zu nähen. Der Schneider sagt ihm das zu, und als das Kleid fertig war näht er das Stück zwischen das Futter in die Hofen, hinten am Gefäß. Wie der Bauer aber die neuen Hofen und den Wams anlegt, da sucht und greift er hastig nach dem Panzer und findet ihn nicht. Antwortet der Meister, er solle zufrieden sein und gar nicht zweifeln, daß er's ihm an den rechten Ort gemacht. Damit ließ er sich schweigen und war froh und sorgte nicht wegen des Panzers. Nun weiß ein jeder, der an dem nämlichen Zug teilgenommen, daß wegen der langwierigen und bösen Belagerung die Fütterung zuletzt drei Meilen und noch weiter her geholt werden muß. Wer läßt sich aber das Seine gern mit Gewalt nehmen, wenn er's wehren kann? In solchen Händeln macht der Schmerz um den Verlust der Güter auch die Kleinmütigen rachgierig, daß sie ihr Leben daran wagen. Also taten die Bauern auf den umliegenden Dörfern diesmal auch. Wo sie, die aus dem Lager um Stroh und Heu heraus gekommen waren, nicht mit Worten abschrecken konnten, gaben sie sich tapfer daran, ihnen tapfer Hundshafet zu dreschen. Mit einigen Waghälsen hätt' sich auch der mit dem Panzer zu weit vorgewagt. Und als sie schon ohne jeden Kauf vorher die Frucht aufladen wollten, wischten die denen das zu stand, mit Flegeln und Gabeln herfür, um ihnen den Kauf zuzuschlagen. Die aus dem Lager hätten zu wenig Geld mit sich genommen und konnten diesen Markt nicht halten. Eiefen darum tapfer, um dem Barchent das Ausklopfen zu sparen. O, wie ging es dem einen so übel, der blieb, wie er über einen Baum springen wollt, mit seinen Kriegshosen hängen. Einer aus dem Gengenteil säumt sich nicht lang und sticht diesen hinten für, daß die Näht an den Hofen pläßen, er vornüber fiel und also davon lief. Von dem Stof empfand er zwar Schmerzen, fühlt aber, daß er nicht wund wär, besah deshalb seine Hofen und fand den Panzer, der den Stuch aufgehalten hätt'. Und so bald er ins Lager wieder gekommen, ging er zu dem Schneider, tät seinen Hut ab und sprach: „O lieber Meister, euch sollt ich billig Lob noch sagen! Ihr seid der rechte Mann und wißt, wo mein Herz liegt.“

Wie die Germanen spannen und webten.

Von Ph. Wittgen, Eigenheim.

Den alten Germanen mag ihr Gewand aus Ochsenhaut doch manchmal recht unbequem geworden sein. Wie mögen die harten Falten gedrückt haben! Kein Wunder, wenn die Kleinen am liebsten halbnackt liefen. Die Sehnsucht nach etwas Besserem zum Bekleiden schuf schon in grauer Vorzeit die Webekunst, und ehe unsere Vorfahren mit anderen Völkern in Berührung kamen, bauten sie den Flachs an. Von ihrer weiten Wanderung aus dem Innern Asiens hatten sie ihn mitgebracht.

Der älteste Spinnrocken, ein sehr einfaches, aber zweckdienliches Gerät, hing an einem Stab, der an einem Gestell oder gar in einem Loch im Tisch befestigt war. Die Spindel bestand aus einem dünnen Stäbchen, das am unteren Ende den Wirtel trug, einen halbkugelig-schweren Gegenstand aus Stein oder gebackener Tonerde. Mit den Fingern wurde nun am Rocken ein Faden abgezupft, gedreht und an der Spindel befestigt. Nun wurde weiter gezupft und gedreht. Der Spinnwirtel geriet bald in drehende Bewegung. Der Faden wurde länger und die Spindel senkte sich. War sie am Boden angelangt, so wurde der Faden auf den Spindelstab gewickelt und am oberen Ende durch eine Schlinge befestigt. Sofort wurde weiter gesponnen, bis die Spindel voll Garn war, und eine frische Spindel wurde vorgenommen.



Beim Weben.

Wie hoch das Spinnen bei den deutschen Jungfrauen und Frauen in Ehren stand, sehen wir daran, daß man ihnen die Spindel mit ins Grab gab. In keinem einzigen Frauengrab aus der Frankenzeit, die man bei Wiesbaden und namentlich bei Schierstein aufgedeckt hat, fehlt der Spinnwirtel; denn das Übrige hatte sich aufgelöst. Die Lieblingsgöttin Freia konnten sich die germanischen Jungfrauen nicht anders vorstellen, als mit dem großen Spinnrocken in der Hand. Wer aber glaubt, die Spindel sei ganz aus der Welt verbannt, der irrt sich. Schickt mir ein Freund von einer Dienstreise aus Rumänien eine Ansichtskarte mit einer Hirtin, die ihren langweiligen Wächterdienst beim lieben Hornvieh damit ausnützt, daß sie an einem vor der Brust befestigten Flachsrocken die Spindel dreht.

Der altgermanische Webstuhl war ein einfaches Stabgestell. An zwei in die Erde gedrückten Pfählen war eine Querstange befestigt, welche die Längsfäden trug. Unten waren die Fäden durch Steinkugeln beschwert. Der erste, dritte, fünfte usw. Faden hing in einer Schlinge. Alle Schlingen waren mit den entgegengesetzten Enden an einem Querstab befestigt. Dadurch war eine Kreuzung der Fäden möglich. Hielt man die Querleiste lose in der Hand, so standen die Längsfäden infolge des Anziehens der Steinkugeln in zwei Reihen. Nun wurde durch den Zwischenraum durch einen Garnknäuel ein Faden geschossen und sofort die Querleiste mit den Schlingen angezogen; es vollzog sich eine Kreuzung der Längsfäden. Der eingelegte Querfaden wurde mittels einer dünnen Schlauplatte nach oben getrieben, wo sich Faden an Faden zur Leinwand ineinander reihte. Freilich war diese germanische Hausmacher-Leinwand recht rauh. In einem Frankengrab aus dem 8. Jahr-

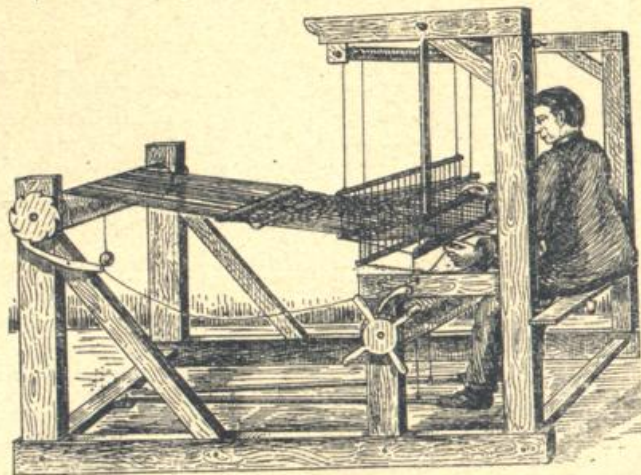
hundert habe ich ein Stückchen gesehen. Die Fäden lagen so weit auseinander wie bei dem bekannten Stickleimen, dem Stramin. Sicherlich aber hat das altgermanische Leinen an Haltbarkeit das beste Bielefelder Leinen übertroffen.

Bis zum Ausgang des Mittelalters erfuhr das Spinnen und Weben keine wesentliche Verbesserung. Als aber durch die Kreuzzüge das deutsche Kulturleben sich so mächtig hob, mußte auch auf diesem Gebiet ein Fortschritt sich zeigen. Zuerst wurde der Webstuhl verbessert. Nicht ein einzelner Erfinder hat sich hier verdient gemacht. Nach und nach baute er sich so um, wie wir ihn bis auf den heutigen Tag auf Dörfern noch vereinzelt finden. Immer seltener wird er



Am Spinnrad.

bei uns. Ich mußte mich in der Tat schwer auf die Einzelheiten besinnen, um ihn skizzieren zu können, wie ich aus meiner Jugendzeit ihn noch im Gedächtnis trage. Die Erfindung des Spinnrades wird dem Braunschweiger Jürgens, der um 1530 lebte, zugeschrieben. Er setzte an die Stelle der freischwebenden Spindel die wagrechte Spindel, die durch Trittbrett, Kurbelrad und Doppelschnur in Tätigkeit gesetzt wird. Jahrhunderte stand das Spinnrad im deutschen Bauernhaus in höchsten Ehren, und es gab eine Zeit, wo die deutsche Jungfrau zu ihrer Ausstattung nur selbstgesponnene Leinwand sich selber lieferte. Nur hin und wieder findet man auf dem Lande noch eine alte Großmutter, die am Spinnrad etwas Wolle drollert.



Der „nassauische“ Webstuhl.

Das Spinnrad wäre in der Stadt ganz vergessen, wenn vornehme Damen nicht dann und wann ein solches im Salonerker aufstellten. Freilich, ein Faden ist nie darauf gesponnen worden. Man hat es heutigen Tages nicht mehr nötig. Die Großindustrie versteht Stadt und Land mit guten Leinen- und Wollstoffen. Die deutsche Webindustrie mit ihren mannigfachen Maschinen versteht nicht allein 67 Millionen Deutsche mit den nötigen Bekleidungsstoffen, sondern verkauft auch noch für mehr als 810 Millionen Mark in das Ausland.

Ein oberflächlicher Blick belehrt uns, welch eine Menge menschlicher Geistesanstrengung nötig war, bis der Weg von der Spindel zur Spinn- und Webmaschine durchlaufen war.

Weibliche Quellenwanderer.

Von S. Gebhardt, Tegel.

Die Ausrüstung der weiblichen Quellenwanderer braucht im großen Ganzen keine sonderlich andere zu sein wie die der weiblichen Wanderbödelein. Ein wasserdichtes, dunkles Lederkostüm mit aufknöpfbarem Rock, als Unterkleidung das Turnbeinkleid anstelle anderer Röcke und eine bequeme Sportbluse, über die man das Jackett zieht, dazu für schlechtes Wetter eine Lederkappe — das wird genügen. Es ist nur zu beachten, daß der Rock nicht so eng ist, wie ihn etwa immer noch die Mode vorschreibt, sondern Weite genug zeigt, um der Trägerin einen Sprung über ein Bächlein oder einen Graben zu gestatten. Als Kopfbedeckung ist ebenso der Filzhut zu empfehlen. Ganz besonders muß auf festes Schuhwerk geachtet werden, denn der Weg wird zuweilen durch feuchte Wiesen oder am Sumpfrande hinführen, besonders wenn geologische, mineralogische und sonstige naturwissenschaftliche Forschungen bezw. Funde gemacht werden sollen. Ein Rucksack ist bei weiteren Wanderungen nicht zu entbehren, er muß das Allernötigste enthalten, falls übernachtet werden soll. Es wird hinsichtlich des Nachtlogis nicht immer für große Ansprüche alles sich so bieten, wie man wünschen mag, denn der Weg, der sich ja nicht an die Heerstraße bindet, führt auch bei einsamen Weilern, kleinen Dörfern, Mühlen u. a. vorüber, und in weniger den Wanderern vertrauten Gegenden wird man zuweilen durch die vorgeschrittene Tageszeit oder allerlei Umstände gezwungen werden, da Raft zu machen, wo es sich bietet. Das Skizzenbuch, Wandertagebuch und Trinkbecher, sowie die notwendigsten Kochgeschirre und das erforderliche Material zur Verpflegung dürfen nicht vergessen werden. Da man immer am Wasser wandert, wird sich eine Stelle zum Abkochen sicher finden. Ist ein Stock mit eisenbeschlagener Spitze, wie er auch zu Bergwanderungen Verwendung findet, vorhanden, so empfiehlt sich seine Mitnahme, da er beim Überspringen schmaler Wasserläufe, beim Durchwaten von Sümpfen gute Dienste leisten kann. Auf Eleganz muß die Quellenwanderin noch mehr verzichten, als jeder gewöhnliche Wandervogel.



Der Kinderengel.

Eine Sage, mitgeteilt von Grete Laffow.

In der Ortschaft Steinicht-Wolmsdorf bei Baugen in der Oberlausitz wütete im Jahre 1632 die Pest. Schon hatte die Seuche manches Opfer an sich gerissen, als auch das hübsche Töchterchen des Orts Pfarrers erkrankte und bald hoffnungslos darnieder lag. Um nun nicht die ganze Bewohnerschaft des Pfarrhauses anzustecken, bettete man das Kind an einem milden Tage auf das freie Feld, in den Schatten eines sehr breiten, dichtbelaubten Baumes.

Und siehe da, als man nach dem armen Mädchen sah, erblickte man neben seinem Lager einen kleinen Engel mit silberweißen Flügeln, blauen Augen und lockigem Blondhaar, wie er eben einen Strauß blauer

Glockenblumen auf das Bettchen legte und dann mit dem Kinde zu spielen begann.

Bald darauf war das Töchterchen des Pfarrhauses gestorben; von dem Engel und den Blumen aber war nichts mehr zu sehen. Man sagt, der kleine Himmelsbote habe das Kind mit hinauf genommen ins Paradies, es zu seiner Gespielin zu machen für alle Zeiten.



Jungdeutschlands Wanderlied.

Wo die blauen Berge leuchten
Über'm grünen Wiesenraum
Und die Fackelfelsen ragen,
Herrscher über Zeit und Raum,
Wo im Tal die Büschen knallen,
Wo das schmutze Forsthaus ruht —
Dorthin wollen wir marschieren
Brüderlich mit frischem Mut!

Kameraden! Kameraden!
Haltet gleichen Schritt und Tritt.
Un sichtbar an unsrer Seite
Geht der kede Frohsinn mit.
Laßt die schönsten Lieder klingen
Über den durchsonnten Hang;
Droben, wo die Lerchen singen,
Tön' noch unser Burschensang!

Froh das Herz und hell das Auge —
Ja, so ist es grade recht!
Trübe Herzen und Gesichter
Steh'n den Wandersleuten schlecht.
Steckt ein Zweiglein an das Hütel.
Hurra hoch! In Sang und Klang
Mit den Vögeln um die Wette,
Kreuz und quer, das Feld entlang!

Otto Promber.

Schenken.

Die Deutschen haben von jeher einen guten Trunk geliebt; wenn einer in alter Zeit wegmüde daherkam und bei jemandem Einkehr hielt, galt es als die erste Pflicht der Gastfreundschaft, den Ankömmling mit einem Trunk zu erquicken. Wir begreifen es daher wohl, wie unser Zeitwort schenken, d. h. einem etwas als freie Gabe darreichen, nach seiner ältesten Bedeutung heißt: ein Getränk eingießen, womit die Ausdrücke der Schenk, die Schenke, der Ausschank, die Schankwirtschaft, sowie die volkstümliche Wendung „ein Kind schenken“ zusammenhängen. Erst später entstand durch Verallgemeinerung daraus die Bedeutung „darreichen“ mit der Nebenvorstellung, daß dies umsonst geschieht, die sich schon daraus ergab, daß man auch für jenen gastlichen Trunk keine Bezahlung annahm.

Imme (Essen).

Wie wir die Vögel ausdeuten.

Jeder Vogel hat so seinen Charakter, und verschiedene Vögel betrachten wir als Vertreter einer Eigenschaft, wie sie oft uns Menschen anhaftet. So gilt die Gans als der Vogel der Dummheit, gleich dem Strauß, der in der Gefahr den Kopf in den Sand stecken soll, statt sich möglichst schnell davonzumachen. Die Ente bringt man mit Gelehrigkeit und Frechheit in Verbindung, der Gockelhahn ist die Kampflust in Person und der Papagei ist der Vogel der Geschwätzigkeit. Ihm gegenüber steht die schweigsame Eule, der Vogel des Nachdenkens. Auch Storch, Rabe und Star werden gern mit der Gelehrsamkeit in Verbindung gebracht. Der Kanarienvogel ist der formengewandte Weltmann, der Sperling, der eigentlich in dieselbe Klasse gehört, der Gassenjunge unter den Vögeln. Dreist wie der Spatz ist auch die Elster, die geflügelte Unehrlichkeit, mit der es leider auch der schon genannte Rabe hält. Dem Geier sagt man schlechte Absichten nach, der Falke dagegen erfreut durch die außerordentliche Schärfe seiner Sinne. Die Taube ist die Sanftmut und Reinheit. Adler verrät der Schwan, sowie die Nachtigall, die Königin des Gesanges. Die Lerche gilt als Freiheits-, der Kuckuck als Reklamevogel. Dem Adler ist Hoheit und Würde eigen. Der Pfau dagegen vertritt den Stolz, die dumme Aufgeblasenheit! Dem Käuzchen, das dem Aberglauben nach ein Unglücksvogel sein soll, spricht man Heimlichkeit nach; ein Glücksvogel aber ist die Hauschwalbe, die auch der Vogel der Armut und Verträglichkeit ist. Ihr wieder gegenüber steht die ungesellige Krähe — „eine haßt der andern die Augen aus“, wie es im Volksmunde heißt.



Ein Kunststück.

Ein Zauberer gab in einem Dorfwirtschaftshaus eine Vorstellung. „Meine Damen und Herren“, sprach er großspurig, „ich behaupte, daß es keinem von Ihnen möglich ist, eine einzige Handlung meiner rechten Hand zu erwähnen, die ich nicht auch mit meiner linken Hand ausführen könnte.“ — Tiefes Schweigen folgte bis es durch einen Knaben im Hintergrunde des Saales unterbrochen wurde. „Stecken Sie doch mal Ihre linke Hand in Ihre rechte Hosentasche!“ rief er.

Rätsel.

Wenn die Erste auf die Erde sinkt,
Wenn kein freundlich Licht mehr blinkt,
Lagern sich die Letzte n auf die Flur,
Und verodet scheint nun die Natur.
Doch das wohlbekannte Ganze
Fliehe stets als eine gift'ge Pflanze.

Auflösung der Scherzfragen aus der vorigen Nummer:

Das Zifferblatt. In den Magen.
Die D-rachen. Ins Matterhorn.